

## FEMINISMUS RELOADED. EINE KURZE GESCHICHTE DES NEUEN FEMINISMUS

*Sabine Hark*

In zwanzig Minuten die Geschichte des Neuen Feminismus zu erzählen, ist selbstredend ein Unterfangen, an dem eine nur scheitern kann. Ich will also Vollständigkeit gar nicht erst versuchen oder nahelegen und mich stattdessen bescheiden. Entlang einiger wichtiger Stationen vor allem aus den frühen Jahren werde ich das aus meiner Sicht zentrale Motiv und den wesentlichen Antrieb der Neuen Frauenbewegung freilegen, und das ist das Motiv der Freiheit.

In leichter Variation einer sehr großen – und allseits bekannten – Formulierung könnte man sagen, dass das Programm des Feminismus der zweiten Welle ›der Ausgang aus der nur zum Teil selbstverschuldeten Unmündigkeit‹ ist. Es sind zwei Kräfte, die weltweit Frauen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erneut bewegen: zum einen das Verlangen nach Autonomie und Selbstbestimmung, danach, sich selbst eigene Zwecke setzen, eigene Pläne verfolgen zu können, und zum anderen die Einsicht, dass die Frauen nur selbst für ihre Freiheit streiten können. Dabei denken Feministinnen das von Anfang an nicht individualistisch, sondern im gesellschaftlichen und historischen Zusammenhang: die Frauen sind unfrei, weil ein dichtes und zwanghaftes Korsett unter anderem aus Weiblichkeitsstereotypen und einer in Teilen gewaltförmigen Sexualkultur, vor allem aber aufgrund der geschlechtshierarchisierenden gesellschaftlichen Organisation von Produktion und Reproduktion und der damit verbundenen Verbannung der Frauen ins so genannt ›Private‹ ihnen Unfreiheit aufzwingen. Das Leben von Frauen, so vermerken es erstaunlich hellsichtig und ohne Larmoyanz eine Reihe proto-feministischer Werke der 1950er und 60er Jahre, ist eingeeengt, ohne Wahl und Selbstbestimmung, rechtlich deklassiert, ökonomisch abhängig, sozial, emotional und intellektuell verarmt. *Frauen im Laufgitter* nennt die hierzulande noch zu entdeckende Schweizer Autorin Iris von Roten ihr 1958 erschienenenes Buch, das sich in Vielem auch heute noch – und nicht nur, weil sich sein Erscheinen in diesem Jahr zum 50. Mal jährt – als überaus aktuelle Zeitdiagnose lesen lässt:

»Im wesentlichen steht die Frau von heute noch vor derselben unerfreulichen Alternative wie ihre Urgroßmutter. Es gibt ... grundsätzlich nach wie vor nur drei Arten von ›Frauenleben‹: dasjenige der ausgenutzten Arbeitsbiene, jenes der Magd eines Ernährers und seiner Nachkommen und das Dasein einer amüsierten oder

gelangweilten Luxusgattin. Und da haben nun die Frauen Generation um Generation geglaubt und glauben noch heute, nach jahrhundertelanger Unterdrückung und Abhängigkeit sei für sie ... ein neues Zeitalter angebrochen, sei es möglich geworden, durch redliche und gute Arbeit jenes Maß an materieller Unabhängigkeit, individueller Entfaltung und Selbstbestimmung zu erreichen, das im Westen für einzelne Männerkategorien immer selbstverständlich war und im Laufe der letzten 150 Jahre für alle Männer selbstverständlich geworden ist.«

Rund zehn Jahre vor von Roten hatte schon Simone de Beauvoir in *Das andere Geschlecht* (1949), das international wohl wie kein anderes Werk den Beginn des zweiten feministischen Aufbruchs im 20. Jahrhundert markiert, analysiert:

»Bei der Frau findet sich von Anbeginn ein Konflikt zwischen ihrer autonomen Existenz und ihrem ›Anders-Sein‹. Sie wird gelehrt, sie müsse zu gefallen suchen, müsse sich zum Objekt machen, um zu gefallen; sie solle also auf ihre Autonomie verzichten. Man behandelt sie als eine lebendige Puppe und verweigert ihr die Freiheit. So schließt sich ein Circulus vitiosus. Denn je weniger sie ihre Freiheit ausübt, um die Welt ihrer Umgebung zu verstehen, zu ergreifen und zu entdecken, um so weniger Rückhalt wird sie in sich selbst finden, um so weniger wird sie sich als Subjekt zu behaupten wagen«.

Und Betty Friedan schreibt in ihrem für den feministischen Aufbruch ebenfalls epochalen Buch *Der Weiblichkeitswahn* (1963):

»Das amerikanische Vorort-Haus ist nicht wirklich ein Gefängnis, und doch sind die Hausfrauen in ihm gefangen; sie können ihm nur entkommen, wenn sie von ihrer menschlichen Freiheit Gebrauch machen und ihr Selbstwertgefühl wiedererringen. Sie dürfen nicht mehr namenlos, entpersönlicht, manipuliert sein, sondern müssen ihr Leben auf ein selbstgewähltes Ziel ausrichten. Sie müssen beginnen, geistig erwachsen zu werden ... Der Weiblichkeitswahn schreibt den Frauen einen Tod bei lebendigem Leibe vor. Im Angesicht des langsamen Todes ihres Ich müssen die amerikanischen Frauen ihr Leben ernst zu nehmen beginnen ... Es führt für diese Frauen kein Weg aus ihrem bequemen Gefängnis, es sei denn, sie nähmen die Mühsal auf sich, ihn sich selbst zu bahnen«.

Noch einmal einige Jahre später, 1968, wird Helke Sander es in ihrer berühmten-berühmten Rede im Namen des Berliner »Aktionsrates zur Befreiung der Frauen« am 13. September 1968, dem 2. Tag der 23. Delegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt am Main, so ausdrücken:

»Die Trennung zwischen Privatleben und gesellschaftlichem Leben wirft die Frau immer zurück in den individuell auszutragenden Konflikt ihrer Isolation. Sie wird immer noch für das Privatleben, für die Familie erzogen, die ihrerseits von Produktionsbedingungen abhängig ist, die wir bekämpfen. Die Rollenerziehung, das anerzogene Minderwertigkeitsgefühl, der Widerspruch zwischen ihren eigenen Erwartungen und den Ansprüchen der Gesellschaft erzeugen das ständige schlechte Gewissen, den an sie gestellten Forderungen nicht gerecht zu werden, bzw. zwischen Alternativen wählen zu müssen, die in jedem Fall einen Verzicht auf vitale Bedürfnisse bedeuten.«

Dass dieses Unbehagen am Korsett Weiblichkeit, der Wille es abzustreifen und ein Leben in Freiheit zu wagen, im Übrigen kein Westphänomen ist, belegen folgende Sätze aus der Einleitung zu einem Buch, das vielen heute allenfalls noch als Titel bekannt sein dürfte: Maxie Wanders *Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR*, dort erschienen 1977, 1978 dann in der BRD und auch dort sehr schnell ein Bestseller (mehr als 200.000 verkaufte Exemplare bis 1982):

»Unsere Lage als Frau sehen wir differenzierter, seitdem wir die Gelegenheit haben, sie zu verändern. Wir befinden uns alle auf unerforschtem Gebiet und sind noch weitgehend uns selbst überlassen. Wir suchen nach neuen Lebensweisen, im Privaten und in der Gesellschaft. Nicht gegen die Männer können wir uns emanzipieren, sondern nur in der Auseinandersetzung mit ihnen. Geht es uns doch um die Loslösung von den alten Geschlechterrollen, um die menschliche Emanzipation überhaupt. Offensichtlich geworden ist das Bedürfnis der Frauen nach Selbstverwirklichung. Noch verzweifeln und scheitern viele am ›Druck des Herkommens‹, an den bestehenden Normen, die wir zu wenig in Frage stellen. Eine Frau hat mir gesagt: ›Wenn ich dauernd gehindert werde, vom vorgeschriebenen Weg abzuweichen, im Elternhaus, in der Schule, im Beruf, in der Politik, sogar in der Liebe, dann macht mich das böse und treibt mich in den Traum zurück. Ich beginne die Wirklichkeit zu hassen und mich selber auch, weil ich so ein lahmer Frosch bin.«

Helke Sanders Rede und insbesondere Sigrid Rügers auf die Rede folgender und nicht minder berühmter – und berüchtigter – Wurf von drei Tomaten, mit dem Rieger spontan ihrer Empörung darüber, dass die Genossen über die Rede stillschweigend hinweggehen wollten, Ausdruck verleiht, gilt als der *symbolische* Beginn der Neuen Frauenbewegung in Westdeutschland. In den Jahren darauf sollte der zunächst nur zögerlich in Gang kommende, dann aber in den Aktionsformen immer unverfrorener

und den Forderungen leidenschaftlicher werdende feministische Aufbruch die Koordinaten im Geschlechterverhältnis radikal verschieben. Frauen organisieren sich bundesweit in »Aktionsgruppen«, in »Weiberräten«, als »Frauenaktion« oder schlicht in »Frauengruppen«; sie gründen Verlage und Zeitschriften, in denen sie die ersten feministischen Kampfschriften, Pamphlete und politisch-analytischen Texte veröffentlichen, sie feiern Feste und organisieren Kongresse, sie stören politische Veranstaltungen und Strafrechtsprozesse und sie organisieren »Abtreibungsfahrten« in die Niederlande. Gezielt vor allem die Presse nutzend – etwa in der von Alice Schwarzer initiierten Selbstbezüglichungsaktion, bei der in der *Stern*-Ausgabe vom 6. Juni 1971 374 Frauen erklärten: »Wir haben abgetrieben!« – beziehungsweise die teilweise skandalisierende Berichterstattung vor allem in den Printmedien bewusst in Kauf nehmend, unterbricht die Frauenbewegung mit hoher symbolischer Effektivität das routinisierte, Ungleichheiten reproduzierende Handeln im Geschlechterverhältnis, indem sie die so genannt private Dimension des Geschlechterverhältnisses in den Kontext gesellschaftlicher Reproduktion stellt.

Nicht von ungefähr ist es gerade das trotzig-selbstbewusste: »Mein Bauch gehört mir!«, das den feministischen Kampf um Autonomie und Selbstbestimmung in den 1970er Jahren am deutlichsten auf den Punkt bringt. In diesem Slogan kristallisiert sich die feministische Forderung, in heutigen Worten ausgedrückt, des Rechts auf reproduktive Selbstbestimmung, symbolisiert in der Frage der Abschaffung bzw Reform des Abtreibungsverbots.

Es ist zudem bekanntermaßen gerade der Kampf um den § 218, in dem linke, liberale und bürgerliche Frauen erstmals koalieren, und der die Frauenbewegung zu einer breiten Massenbewegung macht. Er gilt daher zu Recht als der »zweite« Anfang der bundesdeutschen Neuen Frauenbewegung nach dem Tomatenwurf. Die Signalwirkung dieses Kampfes führt Silvia Kontos darauf zurück, dass das strafbewehrte Verbot der Abtreibung in besonderer Weise die Ungleichstellung der Geschlechter zum Ausdruck brachte, denn eine vergleichbare gesetzliche Regulierung männlicher Generativität existierte nicht. Der § 218 stellte und stellt insofern einen Sonderstrafatbestand für Frauen dar, der unmittelbar in das Verhältnis zum eigenen Körper eingreift und wie kein zweiter deutlich machte, dass die grundgesetzlich verbürgte Menschenwürde und das Recht auf Freiheit der Gewissensentscheidung in Verbindung mit der Achtung der Persönlichkeit nur für männliche Subjekte galten.

Ein Konflikt, der ja im Übrigen bis heute nicht gelöst ist und an dem deutlich wird, dass die geschlechtsspezifische Halbierung der Moderne ein Erbe ist, an dem wir noch immer zu tragen haben. Denn auch wenn die Entscheidung der Frau heute faktisch (noch) akzeptiert ist, so gilt rechtlich noch immer, dass der »Schwangerschaftsabbruch für die gesamte Dauer der Schwangerschaft grundsätzlich als Unrecht angesehen werden« muss und hat der Staat in der BVG-Entscheidung von 1993 das Recht des Ungeborenen über das Recht der Mutter gestellt: »Rechtlicher Schutz gebührt dem Ungeborenen auch gegenüber seiner Mutter. Ein solcher Schutz ist nur möglich, wenn der Gesetzgeber ihr einen Schwangerschaftsabbruch grundsätzlich verbiete und ihr damit die grundsätzliche Rechtspflicht auferlegt, das Kind auszutragen.«

Soll rückblickend bestimmt werden, was die Themen und Anliegen dieser Zeit sind, so dominiert wohl in allen Strömungen der Aufbruchzeit vor allem das rigorose »Nein« zu den herrschenden Verhältnissen und patriarchalen Zumutungen. Obgleich sich die Aktivistinnen über ihre zunächst noch diffusen Ziele und unklaren Strategien anfangs nur mühsam verständigen können, sind sich doch alle in ihrem radikalen Einspruch gegen die wenigen, engen, für Frauen vorgesehenen Lebenswege einig. Das Unbehagen am Konservatismus der 1950er und 60er Jahre, das Aufbegehren gegen »Weiblichkeitswahn« und ein »Leben im Laufgitter« sind die Basis des neuen Anfangs.

Dabei sind die politischen Ziele des feministischen Aufbruchs eben nicht vorrangig der Kampf um gleiche Rechte und für Gleichberechtigung, sondern Selbstbestimmung und Autonomie. Und Autonomie meinte ein Doppeltes: Sie enthielt einen deutlichen Anti-Etatismus sowie die deutliche Abgrenzung gegenüber Männern und ihren politischen Angeboten und Organisationen. »Die individuelle Selbstbestimmung im Sinne persönlicher Befreiung von Herrschaft und Bevormundung und die institutionelle Unabhängigkeit von den bisherigen Formen und Organisationen des Politischen, insbesondere von den bestehenden Organisationen und Parteien«, so hat Ute Gerhard (1994) es formuliert. Diese Selbstbezüglichkeit und die Orientierung auf Fragen weiblicher Identität, die sich später zwar als problematisch erweisen sollte, trug indes zunächst wesentlich dazu bei, eine produktive Bewegung in Gang zu setzen, der es gelang, in den politischen Freiräumen, die aus der gesellschaftlichen Modernisierungsbereitschaft entstanden waren, neue Themen und Theorien, Interaktions- und Organisationsformen zu entwickeln und bis zu einem gewissen Grad auch gesellschaftlich durchzusetzen.

Gerade der Autonomiegedanke befreite in der Aufbruchphase die Initiativen von Frauen aus vielfältigen Formen der politischen Vormundschaft, setzte ein großes Potential frei und ermöglichte durch die partielle Herauslösung aus der Geschlechterinteraktion eine positive Wendung zu anderen Frauen.

Daher sind es zunächst die scheinbar privaten Themen, die die Frauen mobilisieren und die die Diskurse antreiben: Selbstbestimmung in der Sexualität, Unverletzlichkeit des Körpers und das Selbstbestimmungsrecht an diesem Körper, (Hetero-) Sexualität, lesbische Lebensweisen, Gesundheit, sexuelle Gewalt, neue Lebensformen, Neubestimmung von Mutterschaft.

Ulrike Prokop (1986) beschreibt diese frühen Jahre als eine Zeit, in der Frauen sich selbst entdeckten und sich in auch noch aus heutiger Sicht radikal und anmaßend erscheinender Selbstinteressiertheit und Selbstbezüglichkeit vor allem einander zuwandten. Es sei eine ›schnell laufende Zeit‹ gewesen: eine Zeit des intellektuellen, politischen und persönlichen Aufbruchs von Frauen:

»Der Weiberrat, das war die erste Neudefinition. Seit den dreisten Schriften von Lida Gustava Heymann und Hedwig Dohm hatte es diesen fordernden Ton von Frauen in Deutschland nicht mehr gegeben. Der Weiberrat hatte nicht die Absicht, sich nützlich zu machen – außer für die Frauen selbst. Das Recht auf den eigenen Körper, die eigene Lust, die eigene Sprache wurde eingeklagt und mit einer Wut gefordert, wie sie entsteht, wenn Frauen erkennen, dass sie gelinkt wurden ... Die Entdeckung einer neuen Identität und von überraschenden Gemeinsamkeiten mit anderen ist immer die Zeit, die schneller läuft. Aufregung, Angst und Glück. Lust und Liebe, Entdeckungen, Kurswechsel im eigenen Leben.«

Dass das nicht ohne innere Spannungen und Zerrissenheiten sowie extreme, auch moralisierende, Konflikte zwischen Frauen vonstatten ging, versteht sich. Die Erkundung des Widerspruchs zwischen der angestrebten politischen Radikalität und den emotionalen Ambivalenzen, die einer unterworfenen weiblichen Subjektivität geschuldet sind, ist daher nicht zufällig eines der zentralen Themen des 70er Jahre-Feminismus – und beispielsweise von Verena Stefan in *Häutungen* (1975) oder Anja Meulenbelt in *Die Scham ist vorbei* (1976) auf oft quälende Weise erkundet und literarisch bearbeitet worden. Dabei zielte der Satz „Das Private ist politisch“ in diesem Zusammenhang nicht darauf, die Irrungen und Wirrungen des eigenen Intimlebens zu sezieren, sondern darauf, die Weisen zu erkennen, wie sich patriarchale Verhältnisse und Verhinderungen im Leben jeder Einzelnen materialisieren, darauf,

wie aus dem Wissen um die genuinen Bedingungen des Lebens von Frauen, die Kraft zu leben und die Gründe zu handeln zu gewinnen wären, wie Simone de Beauvoir schrieb.

Politisch verknüpfen sich die Fortschritte in der Selbstbestimmung mit der Reform des § 218, der Einrichtung von Häusern für geschlagene Frauen, der Kriminalisierung von Vergewaltigung und allen sexualisierten Formen der Gewalt gegen Frauen und Mädchen, der feministischen Kritik der Zwangsheterosexualität und der freien Entscheidung über die sexuelle Orientierung.<sup>1</sup> Von den öffentlichen Kampagnen für die Streichung des § 218 über die Gründung von Frauenhausprojekten bis zu den entstehenden Lesbengruppen befassen sich Feministinnen zuallererst mit ihren eigenen physischen Freiheiten und selbstbestimmten Bedürfnissen. Begleitet wird dieser Prozess der physischen Selbstverständigung von einem ebenso intensiven Prozess der psychischen Selbstverständigung, der sich im Instrument der Selbsterfahrung ausdrückt, jenen selbstreflexiven Gesprächsrunden, die Jo Freeman (1986) so treffend als »tiefgreifende Resozialisierung« beschrieben hat. Mit der Selbsterfahrung bekämpfen die Aktivistinnen in den 70er Jahren die eigenen, gegen Frauen gerichteten Vorurteile, den Selbst- und Frauenhass und die patriarchalen Zuschreibungen an weibliche Wohlanständigkeit.

Selbsterfahrung, daran ist an dieser Stelle wohl doch zu erinnern, ist dabei keine Form des weiblichen »Klatschs« unter Freundinnen, sondern eine stark formalisierte Art der Wissensgenerierung und kollektiven Gesellschaftsanalyse, die aus der systematischen und kollektiven Bearbeitung persönlicher Erfahrungen entsteht. Da die Neue Frauenbewegung in den 1960er Jahren ohne Wissen um das Wissen und die politischen Kämpfe der Ersten Frauenbewegungen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts neu startet, ist die Erzeugung von Wissen über den weiblichen Lebenszusammenhang eines ihrer ersten Anliegen. Die »Resozialisierung« der psychischen Voraussetzungen selbstbestimmten Lebens stellt deshalb eine wichtige Strategie dar. Entsprechend müssen zum Dritten schließlich die autonomen Gründungen von Frauenbuchläden, Frauenverlagen und Frauenseminaren als Strategien der intellektuellen Selbstverständigung interpretiert werden. Neben den physischen, körperpolitischen Neuorientierungen und der psychischen Bearbeitung

---

<sup>1</sup> Die folgenden Absätze stützen sich stark auf Barbara Holland-Cunz Darstellung der feministischen Politiken in den 1970er Jahren in ihrem Buch *Die alte neue Frauenfrage* (Frankfurt am Main 2003).

des eigenen Selbstkonzepts vervollständigt der intellektuelle Aufbruch den »Dreiklang«, wie Barbara Holland-Cunz (2003) es genannt hat.

Am Ende der 70er Jahre, so Holland-Cunz Fazit, sind die Aktivistinnen verändert: »Sie kennen ihren Körper viel besser, haben sich mühsam von vielen patriarchalen Vorstellungen befreit und sind wissbegierig auf die eigene Geschichte und die Erfahrungen von Frauen. Nicht wenige entscheiden sich gegen traditionelle gesellschaftliche Vorstellungen und leben lesbische Partnerinnenschaften, schlagen neue Lebens- oder zumindest neue Bildungs- und Berufswege ein, fordern von ihren Partnern Unterstützung für selbstbestimmte Interessen und Bedürfnisse. Körper, »Seele« und Geist sind nicht gleich geblieben.«

Die Fortschritte im »Dreiklang« der physischen, psychischen und intellektuellen Selbstverständigung sind jedoch keineswegs das Ergebnis eines einfachen, idyllischen, harmonischen Prozesses, sondern das Ergebnis schwieriger Kämpfe und harter Konflikte – nicht nur mit der patriarchalen Politik, sondern auch innerhalb der feministischen Zusammenhänge. Die heftigen Auseinandersetzungen zwischen Lesben und heterosexuellen Frauen, zwischen Müttern und Nicht-Müttern, zwischen den so genannten Unifrauen und Frauen aus anderen sozialen Kontexten, auch zwischen eingewanderten und einheimischen Frauen gehören gleichermaßen zu den 1970er und vor allem den 80er und 90er Jahren und damit unmittelbar zum Prozess der Selbstverständigung unter Frauen. Die Schärfe der Konflikte führt allerdings auch dazu, dass sich immer wieder einzelne Frauen entmutigt oder zornig vom Feminismus abwenden, weil sie den Eindruck gewinnen, dass hier neue Vorschriften korrekten Frauenlebens aufgestellt werden und Bevormundung nun unter Frauen stattfindet. Selbstfindung bzw Selbsterfindung ziehen indes *nicht* die Aufmerksamkeit von der Welt ab, im Gegenteil. In den öffentlichen Körperpolitiken zeigt sich die Stärke, die die Aktivistinnen gerade aus ihren vielfältigen selbstbezüglichen Formen der Selbstverständigung gewinnen. Es ist eine positive Selbstbezüglichkeit, in der die politischen Fähigkeiten des Einspruchs, Widerspruchs und Widerstands gegen die herrschenden Verhältnisse entwickelt werden können. Es ist auch eine kollektive Selbstbezüglichkeit, da sie im Dialog und im gemeinsamen Leben mit anderen Frauen erprobt und erlernt wird.

Das zentrale Kennzeichen des Feminismus der zweiten Welle – und das ist aus meiner Sicht eines seiner kostbarsten Erbstücke – ist genau dieser Versuch, gesellschaftliche und individuelle Freiheit zusammen zu denken, die Einsicht darin, dass das eine nicht

ohne das andere zu haben ist, individuelle Emanzipation gesellschaftliche Emanzipation voraussetzt und umgekehrt. Die Radikalität des heute ›alt‹ oder ›traditionell‹ genannten Feminismus der zweiten Welle bestand aus meiner Sicht genau darin, sowohl ein Projekt der politischen Emanzipation als auch der privaten Befreiung zu sein, ein Projekt von Freiheit und Gleichheit. Denn das Eine ist ohne das Andere nicht zu haben: Freiheit nicht ohne Gleichheit, diese wiederum nicht ohne Gerechtigkeit, individuelle Autonomie nicht ohne gesellschaftliche Bedingungen, die Freiheit ermöglichen.

Der feministische Clou, wenn man so will, besteht also gerade darin, sowohl die Bedingungen freizulegen, die Handeln ermöglichen oder eben verhindern, als auch politisch für die Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten aller Frauen zu streiten. Darauf zielte die Rede von »wir« bzw. »alle Frauen«, nämlich darauf, dass alle Frauen sich auf den Weg der Emanzipation machen können und nicht durch private Zwangsverhältnisse und die gesellschaftliche Entwertung ihrer Arbeit ›aus Liebe‹ am Aufbruch gehindert werden.

Dabei stehen – und auch daran gilt es im Rückblick zu erinnern – auch in der deutschsprachigen Frauenbewegung Unterschiede unter Frauen von Anfang an als interne Kritik- und Korrekturperspektive auf der Agenda. So haben Schwarze ebenso wie lesbische Feministinnen wiederholt und eben schon ab den 1970er Jahren darauf hingewiesen, dass es in der Regel die Feminismen der so genannten Minderheiten sind, die als „andere“, „besondere“ markiert werden, während der weiße, westliche und an der Norm der Heterosexualität orientierte „Mittelschichtsfeminismus“ (Christina Thürmer-Rohr 1995) in der Regel das Privileg genießt, als der allgemeine Feminismus zu gelten. Wie vielschichtig diese interne Kritik und Reflexionsbereitschaft von Feminismus seit den ersten Tagen gewesen ist, kann jede sich selbst erschließen, wenn sie die eigenen Bücherregale durchforstet.

Die „innerhalb“ von Feminismus an diesem geäußerte Kritik von lesbischen Frauen, von Migrantinnen oder von Frauen aus Ostdeutschland war und ist jedoch aus meiner Sicht immer mit dem Anspruch verbunden, Feminismus *insgesamt* komplexer zu reformulieren, und nicht, sich *per se* in so genannte Bindestrich-Feminismen zu separieren. Die kurze Geschichte der Frauenbewegung ist daher viel eher als Konfliktgeschichte zu lesen, in der Definitionsmonopole angefochten, informelle Machtverhältnisse in Frage gestellt und der ›Lauf der Bewegung‹ immer wieder in immer neue Richtungen gelenkt wurde.

Eingedenk der vielfältigen Einsprüche gegen falsche feministische Universalismen ist damit aber auch klar, dass das Versprechen, Politik im Namen „der Frauen“ sei machbar, ohne dass dabei Ausschlüsse produziert würden und ohne dass zudem der vermeintlich alle Frauen einschließende Feminismus unterm Strich letztlich doch nur eine spezifische Gruppe von Frauen meint, der Vergangenheit angehört. Was Feminismus letztlich immer gewusst hat, aber heute dringlicher denn je Leitlinie feministischer Praxis sein muss, ist die Einsicht, dass Geschlechterverhältnisse nicht unabhängig von anderen gesellschaftlichen Teilungsverhältnissen verstanden und verändert werden können. Denn wenn die Achsen der Ungleichheit auf welche Weise trennen und verbinden und wie sie jeweils als Konfigurationen von Macht und Herrschaft verfasst sind, das kann an der Genus-Gruppe ‚Frauen‘ allein nicht erkannt werden.

In einer Welt, zu deren vordringlichsten Problemen der Zugang zu sauberem Wasser und Behausung, zu Bildung und Wissen, die Erfahrung von Krieg und Verfolgung, Missbrauch und Gewalt, von Armut und Mangel, von Überflüssigkeit und verweigerter Anerkennung, von Rechtlosigkeit und Willkür, von Sexismus, Homophobie und Rassismus in ihren vielfältigsten Manifestationen gehören, gibt es daher kein Zurück hinter diese Einsprüche lesbischer und schwarzer, eingewanderter und queerer, postkolonialer und transgener FeministInnen und die Anstrengungen, Feminismus hinsichtlich dieser Aufgaben komplexer zu artikulieren. Denn insofern die Chance, den eigenen Akzent sprechen zu können, ein prekäres politisches Gut ist, das nicht für alle mit identischen Mitteln erreicht werden kann, gilt es, die Frage, wer wie, in welchen Kontexten und zu welchen Bedingungen sprechen kann, stets aufs Neue aufzuwerfen. Das aber bedeutet, dass Feminismus in jeder Variante sich heute mehr denn je gefallen lassen muss, in Frage gestellt zu werden.

Ein wie auch immer neuer Feminismus, der sowohl die Erfahrungen als auch die widersprüchlichen Erfolge der zweiten Frauenbewegung zum Ausgang nimmt, kommt deshalb gar nicht umhin, offen mit den eigenen Ambivalenzen umzugehen und seine Verschiedenheit und Paradoxien nicht nur grundsätzlich anzuerkennen und auszustellen, sondern auch immer wieder neu zu verhandeln. Wenn wir mehr sein wollen als eine Fußnote der Geschichte, wenn es uns nicht genügt, uns in dem Moment zurückzulehnen, wo mehr als unsere eigene Befindlichkeit auf dem Spiel steht, haben wir immer noch viel zu tun. Denn die Kernfragen von Feminismus – das Recht auf politische und gesellschaftliche Teilhabe, die Chance ökonomischer

Unabhängigkeit, das Recht auf Wissen/Bildung und die Möglichkeit, ein selbstbestimmtes Leben ohne Gewalt führen zu können, körperliche, seelische und geistige Unversehrtheit als Bedingungen der Möglichkeit, ein Leben in Freiheit führen zu können, die Möglichkeit der Selbstverständigung über das, was wichtig ist – sind global gesehen so aktuell wie je. Wer das altbacken findet, hat die Zeichen der Zeit nicht erkannt.